Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 11. März | 1921 / Nr. 58.

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Burton E. Stevenson.

(6. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Fünftes Kapitel.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, was nachher vorgefallen ist. Dieser Schlag war so stark, daß ich gerade kräftig genug war, zu einem Stuhle zu taumeln und mich hineinfallen zu lassen. Dort blieb ich sitzen und starrte auf die dunkle Masse auf dem Teppich. Ich sagte mir, daß ich das Opfer eines schrecklichen Alpdruus und daß all dies nur das Ergebnis überarbeiteter Nerven sei. Ich erwartete, im nächsten Augenblick zu erwachen. Ohne Zweifel hatte ich zu schwer gearbeitet, ich benötigte eine Erholung — gut, ich würde bald Ferien nehmen . .

Und die ganze Zeit über wußte ich doch, daß es kein Alpdruck war, sondern greifbare Wirklichkeit, daß Philipp Vantine tot sei, ermordet von einem Weibe. Wer hatte mir das gesagt? Und nun erinnerte ich mich der schluchzenden Stimme . . . Zwei oder drei Menschen kamen in das Zimmer — ich nehme an, daß es Paris und die anderen Bediensteten waren. Ich hörte, wie Godfrey Anweisungen erteilte. Und schließlich hielt mir jemand ein Glas an die Lippen und befahl mir, zu trinken. Ich tat dies mechanisch, ich hustete, prustete, wurde mir einer wohligen Wärme bewußt und trank gierig noch einmal. Und dann erblickte ich Godfrey über mir.

„Geht's besser?" fragte er.

Ich nickte.

„Ich wunderte mich nicht, daß dich das niederschmetterte," fuhr er fort. „Ich selbst fühle mich etwas zitterig. Ich habe Vantines Arzt rufen lassen — aber er wird nichts machen können."

„Er ist also tot?" murmelte ich und schaute wieder zu der dunklen, zusammengekrümmten Masse, die Philipp Vantine gewesen war.

„Jawohl, genau wie der andere!" —

Jetzt kam mir die Erinnerung wieder, und ich griff nach seinem Arm und zog ihn zu mir herunter.

„Godfrey," flüsterte ich, „war es — oder träumte ich nur? —, der etwas von einem Weibe rief?"

„Du hast nicht geträumt — es war Rogers — er ist fast wahnsinnig. Wir werden ihn aussragen, sobald er sich ein wenig beruhigt hat."

An der Türe rief jemand. Godfrey ging hinaus. Ich blieb zurück, ins Nichts starrend. Also hatte eine Frau in Vantines Leben eine Rolle gespielt! Vielleicht hatte er sich darum nicht verheiratet. Welches Gespenst sollte aus seinem Versteck gezerrt werden?

Aber wenn es ein Weib gewesen, das Vantine ermordet hatte, so hatte das gleiche Weib auch d'Aurelle getötet. Wo verbarg sie sich? Aus welchem Hinterhalt schoß sie ihre Pfeile?

Ich ließ meine Blicke durch das Zimmer schweifen. Da packte mich das Grauen. Ich erhob mich zitternd und wankte zu der Türe. Godfrey hörte mich kommen, kehrte sich um, kam mit einem Blick auf mein Gesicht auf mich zu und ergriff mich bei den Armen.

„Was ist denn, Lester?" fragte er.

„Ich kann es hier nicht aushalten," stammelte ich. „Es ist zu fürchterlich!"

„Mach dir keine Gedanken darüber! Komm heraus und trink noch einen Schluck!" —

Er führte mich auf die Diele. Ein zweites Glas Brandy gab mir meine Selbstbeherrschung einigermaßen wieder. Ich schämte mich meiner Schwäche, aber als ich Godfrey ansah, bemerkte ich, wie weiß sein Antlitz war.

„Dir wird es auch nicht schaden, ein Glas zu trinken," sagte ich.

Ich hörte, wie er sich einschenkte.

„Ich kann mich nicht entsinnen, wann ich je so erschüttert worden bin," sagte er, indem er sein leeres Glas hinstellte. „Es war so grauenhaft, so unerwartet, und dann benahm sich Rogers wie ein Wahnsinniger. Aha, hier ist ja der Doktor!" fügte er hinzu, als die Haustüre aufging und Parks einen Herrn hereinführte.

Ich erkannte den Dr. Hughes, erwiderte seinen Gruß und folgte ihm und Godfrey in das Empfangszimmer. Aber ich hatte mich noch nicht genügend erholt, um mehr zu tun, als mich zu setzen und ihn anzustarren, wie er neben dem Leichnam niederkniete und sich versicherte, daß das Leben geflohen war. Dann hörte ich, wie Godfrey ihm alles, was wir wußten, erzählte, wobei Hughes mit ungläubiger Miene zuhörte.

„Aber das ist doch unsinnig," wehrte er ab, als Godfrey geendet hatte. „Solche Geschichten passieren hier in New York nicht. In Florenz, vielleicht, im Mittelalter, aber nicht hier und im zwanzigsten Jahrhundert!"

„Ich kann kaum meinen Sinnen trauen," stimmte Godfrey bei.

„Aber ich habe heute nachmittag hier den Franzosen liegen sehen, und jetzt liegt Vantine da!"

„Auf dem gleichen Fleck?"

„Genau auf dem gleichen."

„Und auf dieselbe Weise getötet?"

„Genau auf dieselbe Weise." —

Hughes wandte sich wieder der Leiche zu und betrachtete lange und eingehend die verwundete Hand.

„Welche Art von Instrument hat nach Ihrer Ansicht die Wunde verursacht, Herr Godfrey?" fragte er.

„Ein Instrument mit zwei scharfen Spitzen. Ich bin der Ansicht, daß die Spitzen hohl waren, wie eine Spritze, und einen oder zwei Tropfen Gift in der Wunde zurückließen. Sie sehen, daß eine Vene durchstochen worden ist."

„Jawohl," bestätigte Hughes. „Un dieser Stelle würde es kaum möglich sein, in die Hand zu stechen, ohne eine Vene zu treffen. Eine der Spitzen würde es sicherlich tun."

„Darum sind es wohl zwei."

„Aber Sie werden doch wohl wissen, daß es kein Gift gibt, das so schnell wirkt?" fragte Hughes.

Godfrey sah ihn sonderbar an.

„Sie selbst haben vor einem Augenblick Florenz angeführt," sagte er. „Sie waren doch, wenn ich nicht irre, der Ansicht, daß dort zu einer bestimmten Zeit ein solches Gift existierte."

„Etwas Aehnliches, vielleicht," gab der Arzt zu. „Ich habe dies ganz instinktiv gesagt, aber ich nehme an, daß ein derartiger Gedanke mir durch den Kopf fuhr."

„Also! Das Gift, das vor fünfhundert Jahren in Florenz existierte, existiert heute hier. Hier haben Sie den Beweis!" Dabei deutete Godfrey auf dem Leichnam.

Hughes atmete tief auf, vor Verwunderung wie vor Schrecken.

„Aber welche Art von Teufelsinstrument ist es denn?" schrie er, als seine Nerven einen Augenblick aus der Fassung gerieten. „Und vor allem, wer führt es?"

Er starrte in das Zimmer, als erwarte er irgendwo einen mächtigen und gewissenlosen Arm erhoben zu sehen, bereit zu schrecklicher Mordtat. Dann bemeisterte er sich.

„Entschuldigen Sie," sagte er und wischte sich den Schweiß von der Stirne, „aber ich bin an diese Dinge nicht gewöhnt, ich bin erschreckt, jawohl, ich bin erschreckt." Dabei kam ein kurzes, unsicheres Lachen aus seinem Munde.

„Ich auch," gestand Godfrey, „und Herr Lester nicht minder — überhaupt jedermann. Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen!"

„Was mich erschreckt," fuhr Hughes fort, der offenbar seine eigenen Symptome beobachtete, „ist das Geheimnisvolle daran — das Uebernatürliche — etwas, das ich nicht verstehen kann. Wie kommt es, daß beide Opfer an der rechten Hand verletzt sind? Warum nicht an der linken? Warum überhaupt an der Hand?"

Godfrey antwortete mit einem verzweifelten Achselzucken.

„Das wollen wir eben entdecken," sagte er.

„Wir werden die Polizei rufen müssen," schlug Hughes vor.

„Vielleicht kann die das Rätsel lösen."

Ueber Godfreys Gesicht huschte ein schwaches, skeptisches Lächeln.

„Wir wollen ihr wenigstens Gelegenheit dazu geben," meinte er, „soll ich das besorgen?"

„Ja, bitte," antwortete Hughes, „tun Sie es sofort. Je früher sie hier eintrifft, desto besser."

„Ganz recht," stimmte Godfrey bei und verließ das Zimmer. Hughes ließ sich auf dem Diwan neben dem Fenster nieder und wischte sich wieder mit zitternder Hand die Stirne. An den Tod war er gewöhnt, aber doch nur an den Tod, der ordnungsgemäß im Bett eintritt und eine bekannte Ursache hat. Der Tod in dieser entsetzlichen und geheimnisvollen Form erschütterte ihn; er konnte seine Ursache nicht verstehen, und die, er Mangel an Verständnis benahm ihm die Selbstbeherrschung. Er war ein Arzt, gerade sein Beruf lieferte ihm die Mittel zum Verständnis: hier aber trat ihm der Tod in einer Form entgegen, der gegenüber er so hilflos war wie der unwissendste Laie. Und gerade diese Zweifel an sich selbst und an seiner Wissenschaft war für ihn das schlimmste.

Es verging eine verzweifelte halbe Stunde. Hughes saß auf dem Diwan und starrte schwer atmend auf den Boden. Vielleicht dachte er über seine Unwissenheit nach und prüfte nachträglich seine früheren Anordnungen auf ihre Richtigkeit. Ich aber dachte an meinen toten Freund. Ich stellte ihn mir vor, wie ich ihn stets gekannt hatte, als einen gutherzigen, humorvollen, recht chassenen Menschen, einen Gentleman. Ich sah wieder, wie seine freundlichen Augen mir herzlich ins Antlitz geblickt hatten, noch vor wenigen Stunden; ich hörte noch seine Stimme, fühlte noch den Druck seiner Hand. Daß ein solcher Mann so ermordet werden konnte, von einem geheimnisvollen Mörder, der mit einer vergifteten Waffe ausgerüstet war . . .

Ein Weib! Immer wieder kehrten meine Gedanken darauf zurück. Ein Weib! Gift war eines Weibes Waffe. Aber wer war sie? Wie war sie entkommen? Wo hatte sie sich verborgen gehabt? Wie konnte sie so sicher treffen? Und vor allem: warum sollte sie von allen Männern sich gerade Philipp Vantine zu ihrem Opfer erkoren haben — Philipp Vantine, der nie einem Weib ein Haar gekrümmt? Bei diesen Gedanken stutzte ich. Denn es kam mir zum Bewußtsein, daß ich von Vantine nur das wußte, was er mir selbst erzählt hatte. Paris würde sicherlich mehr wissen. Aber dann bebte ich vor dem Gedanken zurück. Mußten wir die es Geheimnis aufdecken? Mußten wir einen Mann zwingen, seinen Herrn zu verraten?

Mein Kopf brannte. Nein, das wollte ich nicht tun — das wäre niederträchtig . . .

Die Türe ging auf, und Godfrey kam herein. Dieses Mal war er nicht allein. Simmonds und Goldberg folgten ihm, und auf ihren Gesichtern konnte ich lesen, daß die beiden Männer ebenso ergriffen und verblüfft waren, wie ich selbst. In ihrer Gesellschaft befand sich ein dritter Herr, den ich nicht kannte, aber ich erfuhr bald, daß es der Amtsarzt Freylinghuisen war.

Sie beugten sich alle den Leichnam, und Freylinghuisen kniete neben ihm nieder und untersuchte die verletzte Hand. Dann setzte er sich zu Dr. Hughes, und sie vertieften sich in eine im Flüsterton geführte Unterhaltung, deren Gegenstand ich erraten konnte. Ich konnte mir auch denken, was Simmonds und Godfrey in einer Ecke des Zimmers miteinander besprachen. Aber ich konnte nicht erraten, warum Goldberg, anstatt zu Merle zu gehen, im Zimmer auf und ab lief, ungeduldig an seinem Schnurrbart drehte und hin und wieder auf seine Uhr blickte. Er schien auf jemand zu warten. Erst zwanzig Minuten später löste sich dieses Rätsel. Wieder ging die Türe auf, und herein trat ein untersetzter, beleibter Herr, mit blühender Gesichtsfarbe, einem stechenden, schwarzen Schnurrbart und kleinen, nahe beieinanderstehenden, ungewöhnlich hellen Augen. Er sah sich im Zimmer um, nickte Goldberg zu und warf dann mit einen forschenden Blick zu.

„Herr Lester, Herr Kommissar Grady," stellte Goldberg vor. Nun erkannte ich, daß der Vorstand des Detektivbüros vom Hauptquartier gekommen war, um die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

„Herr Lester ist Herrn Vantines Anwalt," sagte der Coroner zur Erklärung hinzu.

„Freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Lester," sagte Grady kurz.

Fortsetzung folgt.

Der alte Hund an seinen Sohn.

„Trittst du jetzt in das Leben ein,
So hüte dich vor äußerm Schein!
Du bist kein Affenungeheuer,
Zahlst mehr, als mancher Mensch jetzt Steuer! —
Haarschleifen kann ich auch nicht leiden,
Damit könnt' mancher Mensch sich kleiden;
Beim Apo-Bü-Ba sah dies man,
Viel mehr hat manche jetzt nicht an. —
Wo man so laufige Zeiten ahnt,
Daß man schon „Wolkenkratzer" plant;
Und wo man trotzdem ist so dreist
Mit fünf Millionen um sich schmeißt,
Die, daß man keinen „Fettwanst" futtert.
In eigener Regie verbuttert,
Und dann vielleicht es werde kund,
Daß man nun wirklich auf dem Hund:
Da wird es Zeit, daß man sich rührt
Und ganz energisch demonstriert!
Warum soll denn nicht auch mal Jodi
Erlaubt sein, was erlaubt war „Bowi?"
Zum Schlusse sag' ich noch: verdirb's
In keinem Falle mit Herrn Kürbs,
Er schätzt dich sonst noch höher ein.
Ihm ziemt ein Hoch! — Hoch! — Hoch das Bein!"

Schellenmoritz.

Der Dichter und das Mädchen.

Von
Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Der Dichter sitzt in einem Cafe und liest Zeitschriften. Er liest über Knut Hamsun, den Nobelpreisträger, über Relativitätstheorie und Kantsche Erkenntniskritik, über die Problemstellung in Ibsens Dramen.

Nach einer Weile setzt sich ein junges Mädchen an den Nebentisch.

Der Dichter sieht kurz auf: Das Mädchen ist schön. Sehr schön. Und er liest weiter.

Nach kurzem ist er auf einen schwierigen Gedanken gestoßen. Er muß überlegen. Er kneift die Augen leicht zusammen, senkt die Zeitschrift und blinzelt auf das Mädchen. Sie ist ganz wunderbar schön. Zum Teufel: jetzt hat er seinen Gedanken verloren. Er liest noch einmal den Satz. Natürlich: jetzt ist ihm dessen Inhalt klar. Er liest weiter. Das Mädchen bestellt: Einen Kaffee! Bitte weiß! Er hört ihre Worte zu sich herüberflüstern und fühlt sich plötzlich wieder abgelenkt. Er wird ganz ernstlich böse über sich. Was sind denn das für Kindereien, jetzt nicht weiter zu lesen, jetzt sich von dem Gesicht einer Frauensperson beeinflussen zu lassen! Er liest weiter, aber er liest nicht mit der rechten Andacht weiter. Er schilt sich im geheimen, daß er es nicht tut, schüttelt dann die störenden Gedanken ab, stützt den Kopf zwischen die Hände — und guckt wieder auf, wie der Kellner den Kaffee auf den Nebentisch stellt. Das Mädchen ist schon wirklich schön. Sehr, sehr schön. Er sinnt: Ob ich zu ihr herüberlächle, ob ich anbändele? Dann beißt er auf seine Unterlippe: Das ist so entwürdigend, so läppisch, sich durch eine niedliche Larve von der Lektüre ernster, bedeutsamer Gedankengänge abbringen zu lassen. Aber das Gesicht läßt ihn nicht los. Und ganz allein sitzt sie da. Alles an ihr ist Einladung.

Der Dichter hat einen sehnlichen Wunsch: Daß sich recht bald der Mann einstelle, mit dem sich das Mädchen möglicherweise hier verabredet hat, damit er nicht mehr verlockt werde, von seinen Zeitschriften aufzusehen. Und unterirdisch kauert ein anderer Wunsch: daß sich kein anderer Mann einstelle, damit er immer die Möglichkeit behalte, sie an seinen Tisch zu laden.

Er liest weiter. Und denkt verschwommen während des Lesens: Sie ist dumm. Wie die meisten. Hat keine Ahnung von Hamsun, Kant, der Problematik Ibsens. Und trotzdem, trotzdem, geht es durch seinen Kopf, trotzdem läßt sie mich nicht los. Er guckt noch einmal hoch: Ein wundervoll hellblondes Haar schimmert auf ihrem Kopfe. Ihre Augen glänzen groß und dunkel.

Sie ist möglicherweise nicht nur dumm, sondern auch schlecht: irgendein belangloses Geschöpf, eine Null, die nur zufällig ein hübsches Gesicht mit auf Erden bekommen hat. Und dieswegen liest er nicht weiter? Dieswegen ist sein Herz in Aufruhr? Es ist erbärmlich.

Der Dichter wünscht irgend etwas herbei, das das Mädchen in recht schlechtem Lichte zeige. Irgend etwas, das ihn ernüchtert, das ihn auffachen macht, befreit und erlöst, das ihm das Recht gibt, höhnend zu sich zu sagen: Schau da, schau da: so also sieht die Ursache deiner Ablenkung aus. Er wünscht irgend etwas herbei, das das Mädchen bis auf die Knochen blamiert.

Aber es geschieht nichts. Sie scheint auch allein zu bleiben.

Der Dichter liest weiter: . . . die neue Art ist eine uralte, weil sie zur Quelle der Dichtung zurückführt. Weil sie das Sichtbare nicht höher bewertet, denn als Mittel, Umgebung, Weg . . . Also wie denn? Neue Art — uralte — Quelle der Dichtung. Hm. Und warum ist sie das? Sie ist es: weil . . . Jetzt guckt sie nach der Uhr. Also sie erwartet doch jemand? . . . Ist es, weil sie das Sichtbare: wohlverstanden das Sichtbare — das also, was man nicht sieht — weil sie das Sichtbare nicht höher bewertet, denn als Mittel, Umgebung, Weg. Also nicht höher bewertet das Sichtbare den Weg, denn als . . . „Denn als": Natürlich: so würde er auch geschrieben haben, wiewohl er nach einem Komparativ zumeist „als" schreibt. Aber „als als Mittel" klingt schlecht. Fürwahr: in diesem Falle schreibt man schon besser „denn als".

Nun tritt ein Mann auf ihren Tisch zu. Des Dichters Augen brennen. Ein Bekannter? Nein: wohl ein Fremder. Er verbeugt sich höflich und fragt, ob es gestattet sei. Sie nickt. Der Dichter beginnt eifersüchtig auf diesen Fremden zu werden. Er möchte ihn ohrfeigen. Er gönnt ihm glatter

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210311029/fragment/page=0001

dings das Mädchen nicht. Jetzt spricht jener lächelnd ein paar Worte zu ihr. Sie beugt sich ihm entgegen. Und erwidert lächelnd.

Durch des Dichters Herz fließt Neid. Fressender Neid. Dann kommt ihm dies alles so lächerlich vor. So dumm. So biddsinnig. Er liest weiter. Sollen doch die beiden tun, was sie wollen. Was schiert ihn denn ein hübsches Gesicht! Hübsch? Hach, du lieber Gott! Nun ja: es war nicht häßlich. Aber hübsch, hübsch? Hach, du lieber Gott! Etwas raunt in ihm: doch! doch! Es ist namenlos hübsch. Etwas wehrt sich: ach was! Ist ja gar nicht so schlimm. Er liest weiter. Oder tut vielmehr vor sich so, als lese er weiter. Wenn jener nun ginge, dann würde er ganz, ganz gewiß mit ihr anknüpfen.

Jetzt öffnet sich wieder die Tür, und ein anderer Jüngling spaziert herein und geht auf den Tisch des Mädchens zu. Sie steht auf. Reicht ihm die Hand. Er setzt sich neben sie. Er scheint der Erwartete, Legitime zu sein.

Des Dichters Herz pulst stürmisch. Er ist freudig erregt. Gott sei Dank! Sie hat schon einen! Gott sei Dank! Bääh: du dummer anderer, der du mit ihr anbändeln wolltest: es war nichts. Aetsch! Aetsch! Sie hat schon einen! Ein inniges Frohgefühl streicht durch ihn. Der Knoten dieses Problems ist zerhauen. Er braucht nicht mehr zu denken: bändelst du an oder nicht. Er braucht nicht mehr zu denken: Hoffentlich schnappt sie keiner weg. Es hat sie schon einer. Es wäre sowieso nicht anzukommen gewesen. Gott sei Dank!

Er liest weiter. Ueber Hamsun und Relativitätstheorie, Ibsen und Neue Prosa, die Oberschlesische Frage und die Teneriffa-Affen . . .

Die letzte Gavotte.

Von

Kurt Temmel.

(Nachdruck verboten.)

Der Schloßpark liegt im sommerlichen Sterben. Der Herbst steht vor dem zierlichen Parkgitter und wartet auf die müden Bäume.

Langsam dreht sich ein Blatt nach dem andern auf die schmalen Wege im Park — manchmal springt der Wind in die Aeste und rüttelt ganze Schwärme herab, die dann in den verschlafenen Weiher hineintanzen.

•

Am gelben Parkschloß ist der wilde Wein rotblättrig zwischen Fenstern und Balkönchen emporgeklettert und leuchtet prächtig die dunkle Kastanienallee hinunter, die zum Schlosse führt.

Wagen auf Wagen rollt durch das breit geöffnete Gartentor; der Pförtner verbeugt sich jedesmal tief. Trächtige Pferde vor silbergefaßten Kaleschen voll Ballträumerei.

Spätsommerfest! —

In weißen Puderperücken kommen die Reichsgräfinnen, Hofdamen und Komtessen, Kammerherren, silberbortebesetzt, und Junker alten Adels gefahren.

Spätsommerfest! —
Wie ein Gedicht von Racine.
Die Tafeln auf der Terrasse sind gedeckt.
Rotbefrackte Lakaien tragen schwere Tabletts.
Ein fröhliches Lachen und Scherzen bei Tische.
Blendend weiße Zahnreihen leuchten auf.
Lorgnons, Höflichkeiten der Kavaliere.
Schloßherr und -herrin voll Charme.
Die Welt scheint ein Paradies . . .

•

Sommernachtsball. —

Auf einem Rondell duftet eine letzte weiße Rose in die Nacht; verschämt hat sie den süßen Kelch geschlossen.

Im Spiegelsaal grunzt ein Baß, flichert eine Querpfeife.
Jubelt eine Viola ein Menuett oder Konter.
Handküsse von Galanterie, Hofknickse.
Es wispert und raunt in den jungen, heißen Köpfen:
Der sterbende Sommer . . . Der sterbende Sommer . . .

•

Im Tanzzirkel ein feldmarschallischer Offizier, wetterbraun. Auf seiner mutigen Stirn steht: „Reiterglück".

Die Schloßkomtesse hat zweimal ihr Schnupftuch fallen lassen.

Graziös hebt er es auf, lispelt der Dame ins Ohr: „Ma belle comtesse, der Sommer stirbt . . .
Sie lächelt ihn tief aus blauen Augen an.
Ihr Seufzer fliegt zur engelbemalten Tanzsaaldecke.

•

Violett blüht die Sommernacht.

Weich geht die Musik aus den großen Fenstern über die Taxusbäume im Park.

In zwei jungen Herzen jubelt es, stürmt es zum Himmel.
Der steinerne Satyr lacht.
Geb spiegelt sich der Mond im nachtdunklen Weiher.
Die Sommernacht ist Seligkeit . . .
Die Küsse Märchen der Ewigkeit . . .

•

Ein Reiter sprengt zum Parktor herein.
Blasse Gesichter, man wartet der Kunde:
„Der König braucht seine Offiziere!"
Des Soldaten Degenfaust zerknittert das Schreiben.
Raunen und Flüstern im Saal:
„Das dritte Mal nach Schlesien hinein," verkündet der Schloßherr. „Eine Gavotte zum Abschied."
Die Komtesse — der Offizier — die Viola weint, der Baß brummbaß schimpft, die Flöte schluchzt.
Dann steht gegen Morgen das Pferd gesattelt.
Händedrücken — ein letztes Winken am Parktor.
Mißmutig fahren die Kaleschen der Gäste heim . . .

•

Die Komtesse ist vereinsamt im Kabinett; sinnt in die Morgenröte, ihre Augen sind gerade so rot geweint wie der junge Tag.

Der Liebste reitet zum König.
Die Stutzuhr schlägt silbern die Stunde:
„Nun werden sie ziehen . . ."

•

Braun kam der Herbst durchs Parktor.
Zwei Siegesbriefe flatterten ins Schloß.
Ging Herbst und Winter, kehrt wieder ein Sommer . . .
Bei Torgau liegt ein junger Held . . .

Die Wahrheit.

Eine spiritistische Geschichte von

Gustav Hochstetter.

(Nachdruck verboten.)

„So . . . !" triumphierte Ulla. „Nun laßt mich allein mit ihr!"

Ulla war allein mit ihrer fest eingeschläferten Rivalin.

Da lag die blonde Ingeborg, hypnotisiert, mit schlaffen Sehnen, auf dem Diwan — der wachen, dunkeläugigen, schwarzhaarigen Gegnerin willenlos ausgeliefert, preisgegeben. Ulla atmete hoch auf. Nun endlich wird sie die Wahrheit erfahren; sie tritt vor die schlanke, ruhende Blondine und will emporgereckt, die Frage an sie stellen: „Ingeborg! Was hast du mit meinem Helmar gehabt?"

„Ja, ja, mein blondes Fräulein!" denkt die dunkle Ulla, bevor sie die Frage tut, „nun hilft deine Lügenkunst dir nicht mehr. Du bist in die Falle gegangen. Du hast dich hypnotisieren lassen. Freiwillig. Wenn du geahnt hättest, daß du mit mir allein bleiben solltest. Nun gehörst du mir. Eine einzige Frage spreche ich aus — und was ich Monate lang heimlich ahnte, wird offen vor mir liegen. Dachtest du, ich sei blind? Glaubtest du, ich sehe die Glutblicke nicht, die du und mein Helmar austauschtet, wenn ihr euch unbeobachtet wähntet? Er heuchelt mir Liebe, du heuchelst mir Freundschaft. Ich werde euch die Larven von den Gesichtern reißen."

Ulla setzt sich in Positur. Das Strafgericht kann beginnen.

„Schön", denkt sie, „schön ist das blonde Mädel, ja wohl. Blond? Ob das Blond echt ist? Ei, jetzt stört uns ja niemand — streichen wir ein paar Strähnen zurück. Ja. Wahrhaftig. Es ist echt. Echt bis zu aller Haarwurzeln . . . Wunderhübsche Zähne hat sie. Wie die aus dem leicht geöffneten Mund hervorleuchten! Den Eckzahn links oben habe ich zwar immer für einen künstlichen gehalten. Ei, jetzt kann man ja prüfen. Prüfen wie ein richtiger Zahnarzt. Nein. Echt. Alles Natur. Und man kann mit den Fingern über Lippe und Wangen streichen — kein Puder, kein Rouge, und doch dieser tadellose Teint. O ja, mein guter Helmar, ich sange an zu begreifen . . ., aber gerade darum muß ich wissen, wie ich daran bin."

Ulla richtete ihre befehlenden Blicke auf Ingeborg. Aber plötzlich nehmen die Gedanken der schwarzäugigen Frau eine andere Richtung. „Und wenn sie mir nun in der Hypnose erklärt, sie habe nichts gehabt mit Helmar? Werde ich es glauben können? Werde ich auch nur einen Augenblick lang beruhigter sein? Doch. O ja. Ich würde dann Helmar und Ingeborg unbesorgter mit einander verkehren lassen. Das würde ich. So? Damit sie mich dann erst recht hintergehen können?! Nein, dies Geständnis würde mir nicht im mindesten helfen. Aber das andere, das Gegenteil, wenn sie bekennt, daß Helmars Leidenschaft ihr gehört und daß sie ihm mit ganzem Herzen ergeben ist. Das möchte ich hören! So? Und wenn ich es gehört hätte? Dann würde ich toben, rasen, schreien, wüten, sie und ihn zu allen Teufeln jagen und dann — — und dann vor Einsamkeit verzweifeln. Hab' ich das nötig? Ist da die Ungewißheit nicht tausendmal besser? Hatte Helmar wirklich irgend eine unbedeutende Liebelei mit ihr . . . so etwas geht vorüber und ist, als ob es nie gewesen wäre. Nicht wissen! Nicht wissen ist klüger und besser!"

„Wach auf!" befiehlt Ulla der Rivalin.

Die blinzelt gehorsam gegen's Licht.

Rasch verläßt Ulla durch den zweiten Eingang das Zimmer, die Wohnung, das Haus. Und während sie auf der Straße in ein Auto steigt, ist sie sehr zufrieden und sagt sich: „Gut so. Belogen hätte mich Ingeborg ja doch auf alle Fälle. Sogar in der Hypnose."

Halle in der Zeit der aufkommenden Romantik.

Von

Josef Nadler.

(Nachdruck verboten.)

Wir entnehmen den folgenden Aufsatz dem soeben erschienenen Werk „Sachsenland", ein Heimatbuch von Otto Eduard Schmidt. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig 1921.

Auch in Halle stießen Klassizismus und Romantik auf engem Raume zusammen. Aber Stadt und Universität waren hier nicht einfach Bühne, hier waren sie mit den Ereignissen innerlich verwachsen. Halle, die hohe Schule des Pietismus zugleich und der Aufklärung, war eine der Stammwurzeln für die Bildungsgeschichte der Romantik . . .

Friedrich August Wolf (geb. 1759 zu Hainrode bei Nordhausen, gest. 1824). Es lag der ganze Stolz des Thüringers auf seine klassische Sendung darin, als Wolf, der als zweijähriger Junge Latein gelernt hatte, 1777 beim Einzug in Göttingen sich verbeugt und selbstbewußt forderte, als philologiae studiosus in die Liste eingetragen zu werden, zum Schrecken der hohen Schule, denn sie kannten bisher nur philosophiae studiosi. Aber Wolf setzte es durch. Er hört in allen Fakultäten, und das weiteste Wissen von Menschen und Dingen deucht ihm gerade weit genug für die Wissenschaft vom klassischen Altertum, die er zu treiben gedachte. Nach Lehrstellungen in Ilfeld und Osterode wurde er 1783 Professor für Philologie und Pädagogik in Halle. Vier Jahre später eröffnete er sein philologisches Seminar. Er wollte nur Lehrer sein, der deutsche Hochschullehrer. Und was er freien Vortrages seinen Zuhörern vermittelte, das webte mit gewaltigem und nachhaltsamem Eindrucke über sie hin. Seiner weitumspannenden Kenntnis widerstand keiner, der lernen wollte, dem fesselnden Klang seiner Stimme, der Lust am Säen tönen lassen, keiner, den es zuzuhören verlangte. Von den vielen, die er gezeugt hatte, trugen Männer wie Hülsen und Wilhelm von Humboldt ihr Lesen lang an diesem köstlichen Erbe . . . Diesem einen Klassikstisten standen in Halle drei Mitschöpfer der romantischen Kultur gegenüber, deren jeder einzeln durch Einbruch und Einfluß und Bedeutung die Schale Wolfs im Gleichgewicht halten konnte: der Arzt Johann Christian Reil, der Naturforscher Heinrich Steffens, der Theologe Friedrich Schleiermacher. Reil, 1759 zu Rhaude in Ostfriesland geboren, war 1787 Professor der Medizin in Halle geworden. . . . Als Vorkämpfer für die Einheit und Gleichartigkeit aller Naturvorgänge und Lebenserscheinungen wirkte er in gleicher Richtung wie Ritter; in verwandter wie Steffens und gab sich seinerseits den Anregungen Schellings hin an die Grenzen seiner erfahrungskritischen hin. Steffens und Schleiermacher gehörten zusammen und ergänzten einander aufs wunderbarste . . .

Wie lange noch wird Steffens ein Norweger oder ein Däne heißen? Sein Vater war ein Niedersachse, ein Holsteiner, und 1773 wurde Heinrich Steffens zu Stavanger in Norwegen geboren. Bei Helgoland scheiternd als Schiffbrüchiger betritt er deutsche Erde: „Das Rudern, das Wasserschöpfen, das Brausen der Wellen, die sich an dem Boote brachen, das Murmeln der englischen, plattdeutschen und dänischen Gebete bildeten eine wunderbare Welt in dem Dunkel der feuchten, stürmischen Nacht, die mich wie ein Traum umfing. Ich war durchnäßt, und das Meerwasser leuchtete auf meinem Körper in phosphorischem Scheine." Welch ein Lyriker! Aber er wurde Naturforscher. 1804 kam Steffens als Professor nach Halle und stellte jetzt seine „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" 1806 fertig. Doch auch bei Steffens stand wie bei Wolf der Mensch über seinen Büchern, und mochten sie noch so bedeutend sein. War's bei Wolf der Glanz, die Feinheit, der attische Zauber der Rede, der gesangen nahm, Steffens riß fort und übermächtigte durch Feuer, durch Sturm, durch Unmittelbarkeit seiner Rhythmen.

Schleiermacher kam wie Steffens 1804 als Professor nach Halle. Er war unzweifelhaft berühmt, denn 1800 waren die „Monologen" erschienen, gleichzeitig mit Fichtes „Bestimmung des Menschen", und beide Schriften vertraten in reinster und geläuterter Form den transzendentalen Idealismus. Karl von Raumer erzählt so reizend, wie in Halle alles die Griechen und Römer las, in der Stadt Friedrich August Wolfs, man las sie oft im Freien, auf den schönsten Plätzen des Giebichensteiner Ufers, zu zweit und zu dritt und wohl auch mit Mädchen, mit Frauen und Bräuten. So kam Schleiermacher denn wohlvorbereitet nach Halle, er brachte ja die Platonübersetzung mit, die er in Stolpe begonnen hatte . . .

Wer war mehr zu beneiden? Die Jugend Halles um ihre Lehrer, oder diese Meister um ihre Schüler? Selten wurden in einer Universitätsstadt engherzige Fachgrenzen so wenig beachtet als damals in Halle. Wolfs Schüler verfolgten mit Spannung, wie ihnen Steffens die Erde und das Weltall aufbaute und Schleiermacher die Religion an sich sich entwickelte, und die Schüler von Steffens und Schleiermacher waren bei den Alten ebenso zu Hause wie unter Gesteinen und blassen Begriffen . . .

Seit 1795 wohnte (Johann Friedrich) Reichardt (1752 bis 1814) auf dem Giebichenstein. Gleich gerichtet mit der Ausbildung der romantischen Geistesformen hatte sich inzwischen auch das gesellschaftliche und gesellige Leben der romantischen Kultur zu bestimmten Formen entwickelt. In Berlin war dafür der eigentliche Ausdruck gefunden worden, in Jena wurde er mit Geist und Gehalt gefüllt, die Poesie, der Reiz, der Zauber, das entzückend Frauenhafte kam auf dem Giebichenstein hinzu. In Reichardts Haus fand es zum erstenmal bestrickenden Ausdruck, was man jetzt dem romantische Geselligkeit genannt hat. Die Landschaft selber, Fluß und Tal und Fels und Höhe, grüner Busch und Kirchengarten; Reichardts gastfreie Häuslichkeit, die wunderschönen Frauen und Mädchen des Hauses; die Musik, die alles hob und trug, bewegte und belebte; das Kommen und Gehen der besten deutschen Männer aus allen Landschaften: das alles machte dieses Erdfleck im Saaletal zum Träger einer einheitlichen Lebensstimmung, zum Gefühlsausdruck für das, was man, geschichtlich begriffen, Romantik nennt, die neue romantische Lebensform. Josef von Eichendorff, der Künstler solcher Gesamtstimmungen, wie sie aus Persönlichem und Fremdem, aus Wind und Wetter und Sonne, von Busch und Erde zusammentönen, hat das romantische Lebensgefühl, das eben durch Reichardts Haus symbolisiert wurde, voll Exgrifsenheit in Worte gefaßt. Die Töchter Reichardts wurden von den Besten und Schönsten und Edelsten der deutschen Jugend wie Heilige umworben und von Luise Reichardt erzählt Steffens in seiner stimmungsvollen Art: „Ich vergesse nie den gewaltigen Eindruck, den Luise auf mich machte, wenn sie uns in einer waldigen Gegend folgte und, von einfachen Akkorden der Harfe begleitet, Brentanos wunderschönes Lied „Durch den Wald mit raschen Schritten" nach der eigenen Melodie sang. Die Waldeinsamkeit mit ihrem wunderbaren Zauber ergriff mich, wenn ich sie hörte, und wie eine Waldfee saß sie da, welche die Macht hatte, alle Geheimnisse des Waldes laut werden zu lassen." Reichardts Töchter haben den Siegeszug des neuen deutschen, des romantischen Liedes angeführt, und so verkuppelt dieser seltsame Kapellmeister durch die Frauen seines Hauses bedeutende Führer der ostdeutschen Kultur miteinander: Tieck war sein Schwager, Steffens und Karl von Raumer wurden seine Schwiegersöhne. Und so kamen und gingen die Gäste am Giebichenstein: Goethe und Fichte, Johann Paul Richter und Josef Schelling, Voß und die beiden Schlegel; Hardenberg und Arnim; Wolf, Schleiermacher, Steffens und Tieck waren Hausfreunde. Was zunächst nur Elemente einer neuen Kultur, was Gedanken, Erkenntnisse, Willensäußerungen waren, in Halle ist es zur Lebenspoesie geworden, wurde vergesellschaftet, Gemeingefühl des Tages und der Stunde.

Literatur.

Die Bücherei der Volkshochschule. Eine Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten. Herausgegeben vom Mitgl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Richard Jahnke, Ministerialdirektor im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin. (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Eine neue Reihe von Bändchen der Bücherei der Volkshochschule tritt an die Oeffentlichkeit. Die beiden Hefte (7 und 8) von Paul Ueding: „Einführung in das Verständnis der Malerei," geben keine kunstgeschichtliche Belehrung, sondern leiten den Benutzer an, sich ein selbständiges Urteil über die Werke der Malerei zu erarbeiten; er lernt daraus, durch welche Mittel der Künstler zu wirken sucht, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hat und was ein Bild zum Kunstwerk macht. In dem 9. Bändchen, das den bekannten Kantforscher Karl Vorländer zum Verfasser hat, wird das Immanuel Kant's und sein Einfluß auf das deutsche Denken dargestellt. Es ist geeignet, eine erste Einführung in die Gedankenwelt des Königsberger Philosophen zu geben. Band 10: „Das Weltgebäude" von Rosenthal, erschließt dem Leser das Weltall mit seinen Planeten, Kometen und Fixsternen und all den wunderbaren Erscheinungen, die seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand menschlicher Wißbegierde gewesen sind. Das Heft von Dr. Anna Siemsen (11), „Stilproben," ist in erster Linie für Arbeitsgemeinschaften bestimmt, die unter kundiger Leitung sich ein Urteil über die Verschiedenheiten des Stils bilden wollen. Das 12. Bändchen endlich: „Die Geschichte der Großen Entdeckungen" von Ernst Blind, gibt in klarer, fesselnder Sprache eine Geschichte der Ereignisse, die eine neue Zeit für die Menschheit heraufgeführt haben.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 61, Fernruf 4520 u. 4530.